

Drei Stunden.

Von Hans Mittland.

Unzuverlässige Bagage! Alter Esel! Abscheulich! So schalt eine junge Dame dem weiterfahrenden Eisenbahnzuge nach, der sie, gegen ihren Willen, an diese öde kleine Station gebracht hatte.

In Süd-Italien war's, auf der Eisele Battipaglia - Pisciotta, unweit der Tempelstätte Västium. Mit dem „Esel“ meinte die junge Dame nicht den Zug, sondern den Schaffner, denn sie hatte sich schlafmüde gefühlt. Der Windhund hatte sie aber ruhig durchfahren lassen und nun mußte sie drei Stunden hier warten, bis der nächste nach Västium gehende Zug eintraf. Drei Stunden in diesem gottverlassenen Nest! Die Dame trat in das Wartezimmerchen.

Hatte sie denn einen Lebensgefährten? Dort lag ja so etwa ein weibliches Wesen auf der Holzbank! Eine Reisetasche und eine Kameelhaardecke, zwischen deren Kissen ein Buch geschlossen war. Die Dame sah sich um, dann trat sie näher und studierte den Deckel: „Sündenerlöser.“ Hier in dem Sumpfsumpf ein Mensch, der die Kniee las? Sie mußte das Buch unter seinem Kissen herumdrehen und öffnete es. Dort in der Eisele hand ein Name, und als sie ihn las, wurde sie ganz blaß. Wie? Es war von Västium! Der Name einer Reihe buntdruckter Bilder in ihrer Erinnerung hervor: Rairo, Monte Carlo, Blantzenberge, überall war sie ihm begegnet, dem ewigen Globe - Trotter, Hans von Västium, damals, als ihr reicher Onkel noch lebte, der sie immer auf seine weiten Reisen mitnahm. Nachdentlich hatte sie den Namen an. Dann lächelte sie träumerisch. Sie dachte an eine Monatsfeier - Gegelepartie in Monaco und wie sie sich damals beinahe in ihn verliebt hätte. Wie lange war's doch her? Fünf Jahre!

Wo er nur hiedie? Vielleicht spazieren. Sie wollte auch spazieren gehen. Aber als sie zehn Minuten in dem Compendium umhergeirrt war, löste sie in das Wartezimmer zurück. Da sah er. Natürlich, er war es, der lange, schlafte Västium, mit der unermüdlichen grauen indischen Wäsche auf dem kurzgehornten blonden Haar! Er las im Reiseführer.

Da schritt sie auf ihn zu, klopfte ihm auf den Arm und sagte gemüthlich, als ob sie erst gestern von einander gegangen wären:

Guten Morgen, Perpetuum mobile!

Das war damals ihre Spitzname für ihn gewesen.

Er erhob sich.

Siehe ich recht? Fräulein Ruth Eggeling? Oder etwa schon Fräulein Doctor?

Natürlich längst. Und Sie?

Er lächelte müde.

Zimmer der Welt.

Zimmer noch Zugvogel? Wollen Sie auch nach Västium?

Nein, nach Gattelforbinio, auf das Schloß eines befreundeten Marchese. Höchst mangelhafte Bahnverbindung. Ich muß hier noch zwei und dreiviertel Stunden warten.

Und ich drei. Tragen wir unser Loos gemeinsam.

Sie legte sich ihm gegenüber an den staubbedeckten, wackeligen Tisch und erzählte ihm, daß sie jetzt Pflichtenärztin an einer Schweizer Jrenananstalt wäre. Er mußte ungläublich lächeln die elegante Gestalt im grünen Jadenocostium und das feine brünette Gesichtchen. Wie jung sah sie aus und wie geschäftlich weiblich, wenn sie auch eine festschmelzende und sehr kräftige Frau war.

Sie wollten sich wohl auf meine Leichtgläubigkeit prüfen? fragte er.

Na, das wäre doch gar zu geistreich! Stubirte ich nicht damals schon in Zürich?

Im, ja, aber ich hielt es nur für eine allerliebste Morale. Also wirklich? Und noch dazu ein weiblicher Pflichtenarzt? Unglaublich!

Aber wahr.

Und sie entwarf ihm eine Schilderung ihrer angestrengten Thätigkeit. Und nun wollen Sie am Ende gar noch Professor werden? meinte er, ein wenig zurückweichend, als ob ihm graute. Ich sehe Sie schon vor mir im schwarzen Talar mit purpurnen Aufschlägen.

Alle Wege, die Sie über diesen Punkt machen können, hat schon irgend jemand vor Ihnen gemacht! entgegenete sie lächelnd. Wogegen also der unnütze Geistesaufwand? Nein, nach der Professur strebe ich nicht. Wohl aber nach einer selbstständigen Stellung. Mein Professor ist ein alter Nörgler und hat so altmodische Ansichten. Auch bin ich sehr gebunden und kann mich zu wenig mit der für mich interessantesten Sorte Kranken beschäftigen: den Galvirenen, wissen Sie, die noch so auf der Grenze zwischen der Nervenüberreizung und Trännen. Es kommen da oft so merkwürdige Fälle vor; mein Ideal ist, ein großes Sanatorium zu leiten nach meinen eigenen Principien; zum Beispiel —

Und sie entwiderte ihm ihre Principien. Ganz feurig wurde sie dabei.

Und weshalb führen Sie den Plan nicht aus?

Ja, fänden Sie mal so eine Stellung für einen weiblichen Arzt! Und eine gründen? Dazu fehlt natürlich das Geld!

Im, ja so. Reichen Sie allein? erwiderte er sich dann, nicht ohne eine gewisse Spannung. Sie gief ihm so gut, daß es ihm gärgert hätte, wenn plötzlich ein Freund oder College als Weisheitslehrer aufgetaucht wäre.

Aber sie nicht.

Ganz allein. Ich hätte ein brennen-

des Verlangens, drei Wochen lang kein Wort von Paranoia, Delirium, Paralyse zu hören. Ich komme jetzt selten genug heraus. Aber nun erzählen Sie mal von sich, Perpetuum mobile. Wie haben Sie die letzten Jahre zugebracht?

Er lehnte sich zurück, so bequem es irgend auf der hölzernen Sitzgelegenheit anging, drehte an den Schnurknäueln und antwortete in seiner ruhigen, schlappenden Sprechweise: Ich? Oh, ganz angenehm soweit. Den vorletzten Winter verbrachte ich in Indien, Meise nach Delhi, Tigerjagden, Besteigung eines 8100 Meter hohen Himalayagadens. Dann kam ein kläglich gebildeter Frühlingsmonat in Athen, das Parthenon ist doch reichlich kaputt! Dann ein halber Sommer in den Karpaten; da gibt's noch prachtvoll unwürdige Gegenden, Gegenden ohne Anstaltspostarten, fagenhaft, was? Im Juli schickte ich in Urlaub meine Auerhähnen, nahm ein paar Seebäder in Klampenborg, jeute dann ein bißchen in Monte Carlo. Oh, übrigens, entnimme Sie sich noch unserer Monatsfeiergelepartie?

Fräulein Ruth nickte stumm und rief eifrig ein Staubfleckchen von ihrer langen Strawatte.

Den folgenden Winter, fuhr Preissach fort, verbrachte ich in Petersburg. Das ist doch eine große Welt! Aber angreifend, entsetzlich angreifend für Gelbbeutel und Gesundheits! Und nun? Ja, nun will ich mal meinen heimischen Penaten in Schlesien eine kurze Visite abstatten. Es soll da auf meiner Samstagsfeier Gegele etwas tumbertunt gehen; unzuverlässiger Inspektor, Krankpfleger und mein Vieh, na, was so einem armen Landmann das Leben vergällen kann.

Sie nickte.

Kann's mir denken. Wo das Auge des Herrn fehlt! Mensch, fagen Sie mal — sie beugte sich zu ihm hinüber und gab ihm einen freundschaftlichen Klaps auf die Hand — haben Sie denn dieses Einzig-Juden-Dasein noch immer nicht satt? Wie kann nur ein vernünftiger Mensch das aushalten?

Kern! Ich, Fräulein Doctor. Wenn ich damals als junger Universitätsmedicus nach Madaira segeln mußte, des verdammten Ungenutnades wegen, war ich, ob ich die Bagabundenmutter in mir antwortlich hätte. Aber nun sitzt sie mal fest. Aber freilich, meistens schickte sie die Debe neben mich und dampft mit als treuer Reisegefährtin.

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn lange schweigend an.

Na, Fräulein Doctor, fragte er, studieren Sie mich? Bin ich vielleicht aus so ein bißchen, wie fagt man, ein physisch interessanter Fall?

Wohl möglich, gab sie zu. Wissen Sie auch, wie die Medokanttheit unserer nervösen Jahrhunderts heißt? Delire ambulatoire nennen die Franzosen diese ewige Unruhe, diesen lebhaften Drang, dieses zwerdlose Bedürfnis nach Sceneriewechsel.

Himmel, was hab' ich da für eine gefährliche Freundin! rief er aufspringend. Die ist im Stande und bringt mich noch ins Irrenhaus! Aber ich kann mir nicht helfen, Fräulein Doctor, ich spüre schon wieder diesen ungesunden Veränderungsdrang in mir; wollen wir einen kleinen Spaziergang machen? Die Sonne hat sich verdeckt. Unangenehme Kühle, fieberbackenhaltige Sumpfluft — was meinen Sie?

Ruth war einverstanden. Und sie schiederten mit einander durch die flache, reizlose Gegend.

Diese Gegend hat was für sich, sagte Ruth. Sie lehrt, daß die bella Italia auch ihre Ausartungen hat, wo sie innehält in ihrer lodenden Schönheitsmelodie!

Und doch, als die Beiden so neben einander beschritten, war es als ob die Schönheitsmelodie gar nicht wirklich vernehmbar wäre, sondern weiter Klänge, ganz leise, aus dem Inneren heraus.

Wie ist sie verändert, dachte Hans Preissach, das Profil des Mädchens müder, felsam, wie manche Frau sich so spät entwickelt! Damals noch ein schüchternes, vorlautes Ding mit bageren Schlenkerarmen und Bleichsuchtsternen. Und Ruth Eggeling dachte an allerlei, die für ihn sonst sehr fern lag, Gedanken, die für einen Affinitäten der Jrenananstalt eigentlich Zeitverschwendung waren.

Anfangs hatten sie sich noch sehr liebhaft geplaudert. Jetzt waren sie schweigend geworden.

Schade um Sie, fagte sie nach längerem Nachdenken, sehr schade! Warum mußte Ihnen das Schicksal einen derartig geliebten Geliebten in die Wiege legen? Bei diesem Leben muß ja der Mensch verkommen, verkommen!

Im, höchstetlich wird wohl nicht in den medicinischen Försälen gelebt? fragte er lachend.

Was was, ich mein' es gut mit Ihnen. Wenn ich an Ihre Stelle wäre — Nun, was würden Sie thun?

Ein paar Jahre hintereinander auf meiner „Samstagsfeier“ verleben, statt in Indien oder Petersburg, und meinen Leuten tüchtig auf die Finger schlagen. Diese „Samstagsfeier“ soll ja noch dazu prachtvoll liegen, am Fuße des Riesengebirges, nicht wahr?

Im, aber dazu müßt' ich irgend was Neues haben, ein großes Project, das mich reizt.

Er versank in ein längeres Still-schweigen. Sie hatten jetzt den Mühlweg angebeten und die Station schon beinahe wieder erreicht. Da blieb Preissach plötzlich stehen, hieß einer Distel den Kopf ab und sagte:

Wissen Sie, was mir eben für ein Adee kommt? Ihr Mutter-sanatorium.

Wenn wir's nun in Gegele bauen? Was meinen Sie? Blag genug wäre das. Das Geld ließe sich allenfalls auch beschaffen. Sie würden Director. Ich haute meinen Kofel, verfertige Ihre Halbbarren mit Butter und Käse, und wenn ich mal wieder Spuren von Delire ambulatoire zeigen sollte, na, dann zögen Sie mir einfach die Zwangsjade an und sperren mich in mein eigenes Tollhaus ein!

Dr. Ruth Eggeling war buntelroth geworden. In ihren Augen flammte es auf. Dann aber lüchelte ein Schatzen über ihr Gesicht.

Ich, Sie machen ja doch bloß Unfinn!

Und sie schickte sich zum Weitergehen an. Er aber ergriff ihre Hand und sah ihr fest in's Auge.

Nein, Fräulein Ruth, mir ist's ernst. Lassen Sie sich durch den spiondberrigen Ton nicht irren machen. Sehen Sie, das, was Sie mit heute fagen, habe ich mir schon hundert Mal gesagt. Di-padi mich ein solcher Ekel vor mir selber, eine solche Sehnsucht nach einem zielbewußten Dasein. Aber ich glaube, einen Kameraden gebrauche ich dazu, einen energischen Kerl, Karbon, der mich festhält, wenn — Ruth, es ist mir sehr sehr ernst.

Er reichte ihr die Hand, die sie langsam und tief ergriff.

Was vorläufig? Es ist Ihr Ernst? Wie war sie schon in ihrer Freude. Die Reizenstrahlen müßen ja gesund werden, wenn sie diesem Unstaltsdirector nur in's Gesicht sehen! dachte Hans Preissach. In diesem Augenblicke erstörnte das Signal des heranommenden Zuges.

Wenn wir's nun in Gegele bauen? Was meinen Sie? Blag genug wäre das. Das Geld ließe sich allenfalls auch beschaffen. Sie würden Director. Ich haute meinen Kofel, verfertige Ihre Halbbarren mit Butter und Käse, und wenn ich mal wieder Spuren von Delire ambulatoire zeigen sollte, na, dann zögen Sie mir einfach die Zwangsjade an und sperren mich in mein eigenes Tollhaus ein!

Dr. Ruth Eggeling war buntelroth geworden. In ihren Augen flammte es auf. Dann aber lüchelte ein Schatzen über ihr Gesicht.

Ich, Sie machen ja doch bloß Unfinn!

Und sie schickte sich zum Weitergehen an. Er aber ergriff ihre Hand und sah ihr fest in's Auge.

Nein, Fräulein Ruth, mir ist's ernst. Lassen Sie sich durch den spiondberrigen Ton nicht irren machen. Sehen Sie, das, was Sie mit heute fagen, habe ich mir schon hundert Mal gesagt. Di-padi mich ein solcher Ekel vor mir selber, eine solche Sehnsucht nach einem zielbewußten Dasein. Aber ich glaube, einen Kameraden gebrauche ich dazu, einen energischen Kerl, Karbon, der mich festhält, wenn — Ruth, es ist mir sehr sehr ernst.

Er reichte ihr die Hand, die sie langsam und tief ergriff.

Was vorläufig? Es ist Ihr Ernst? Wie war sie schon in ihrer Freude. Die Reizenstrahlen müßen ja gesund werden, wenn sie diesem Unstaltsdirector nur in's Gesicht sehen! dachte Hans Preissach. In diesem Augenblicke erstörnte das Signal des heranommenden Zuges.

Herrgott, schon? Preissach sah auf seine Uhr. Wahrhaftig! Fast drei Stunden Zeit gehabt und beinahe den Anschluß veräußert!

Sie elten auf den Perron. Der Zug blieb und Preissach stieg ein.

Was abgemacht, sagte er, dem jungen Mädchen noch einmal aus dem Coupé heraus die Hand reichend mit einem warm leuchtenden Blick.

Abgemacht, antwortete sie, das heißt, binden müßt' ich mich noch nicht!

Er lachte. O diese Freiheits-Fantasien!

Nein, nein. Zwang ist überhaupt nicht, wird auch nie sein. Paßt Ihnen die Sache einmal nicht mehr, dann legen Sie Ihre Stellung nieder, und die Personenhaft wird in ein Alibi-Verhältnis oder sonst was Gutes umgewandelt. Willige Ungebundenheit auf beiden Seiten.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Und noch lange sah der Kopf mit der indischen Wäsche aus dem Fenster heraus.

Von Ungebundenheit sprachen die Beiden? Irrthum! Verlobungsdienst hat sie es denn nicht gemerkt, wie Einer stillgeschweigend tausend kleine Fäden um ihre Seelen herumspinnend, während sie miteinander über das ideo Sumpfland schritten, ein Unschiffbarer, jener lose kleine Bengel mit dem hilflosen Körper, der Schelm, der schon so viele harmlose Leute schön um ihre Freiheit betrogen hat?

Ich hatten die drei Stunden genügt, ein Schicksal zu festsitzen!

Neber Hochzeitgebräuche.

Von Dr. Baerthe Schürmader.

In seltsame Tiefen der Völkerverbreitung führen uns die Hochzeitgebräuche der verschiedenen Länder zurück.

Vom Raub der Sabinerinnen hat jedes Badische Gebot; daß ähnliche Entführungen in den alten Zeiten stehend waren, sich aber wohl kaum überlegt, noch weniger daran gedacht, daß bei solchem Frauenraub, der zwischen Familien desselben Stammes, sowie zwischen Stamm und Stamm geübt ward, die Frau, die eigentliche Hauptperson (handelte es sich doch um ihr eigenes Geschick, um Uebernahme schwerer Pflichten) hier ganz einfach wie „ein Ding“ behandelt ward, „das man nimmt“ und, von seltenen Fällen abgesehen, gar nicht um ihre Meinung gefragt wurde.

Dieser alte alle Herrschaftsgebräuche, der Frauenraub, war ein überaus roher. Und die Gewohnheiten, auf denen er beruhte, waren geradezu barbarisch. Es wird die wilderregten, jungen Mädchen festfam annehmen, wenn sie erfahren: Man raubte Frauen von anderen Stämmen, wenn man selbst keine oder nicht genug hatte. Und man hatte ihn nicht genug, weil in jenen wilden Zeiten alles, was nicht Waffen tragen konnte, alles, was nur ein unnützer Zeher zu werden vermag, kurzerhand aus dieser Welt geschafft wurde. Und zu diesem nutzlosen Etwas, zu diesem Leberstück, gehörten in Zeiten des Krieges, in Zeiten des Mangels vor allem die kleinen Mädchen. Also, was damit, man konnte ja die nächsten Ehefrauen später von reicheren Stämmen rauben, die eine größere weibliche Bevölkerung aufgezogen hatten. So entstand aus dem systematischen Frauenraub der systematische Frauenraub.

Man führte ihn natürlich nicht bei hellem Tage aus, sondern des Nachts, und so erklärt sich die Sitte mancher Völker, die Brautwerbung um Mitternacht zu beginnen und beim Abhohe der Braut das verarmte, beschlossene Hochzeitshaus regelrecht zu belagern.

In Serbien, Rumänien und Irland war der Frauenraub noch Anfangs des letzten Jahrhunderts gebräuchlich, und das Hintertentative, das sich heute noch, besonders bei Landhöggen, erhebt, deutet a. B. auf solche alte Sitten zurück.

Mit civilisirten Zeiten milderten sich auch die Hochzeitgebräuche. Hatte man die Braut gefraubt, so wurde sie nun getraut. Sehr schme-

chelhaft ist es ja für uns nicht, daß wir, wie eine Waare abgehängt, auf den Werth von so und so viel Rameelen, Dammeln, Pferden taxirt und nach Hinterlegung des Kaufgeldes dem Käufer ausgeliefert wurden, aber ich habe es bereits gesagt: Von Poeste war bei den alten Ehen sehr wenig die Rede, und daß diese handfesten Traditionen von Brautwerth, Geldwerth noch nicht ausgestorben, das beweist Grelchen, wenn sie sagt:

„Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles, Ach, wir Armen!“

Nur besteht bei den alten Völkern und besteht heute noch bei allen im Orient und äußerem Orient, bei allen in Afrika und Amerika, sowie Nordamerika lebenden, nicht hochcivilisirten Völkern die sehr vererbliche Sitte, daß eben der Bräutigam die Braut und nicht etwa die Braut den Bräutigam erkaufte.

Man überlegt ganz einfach so: Eine Tochter ist eine Arbeitskraft; sie dient dem Manne als Hausbaterin, sie wird die Mutter von Kindern. Für die Erwerbung einer so werthvollen Person muß also ein Kaufpreis vom Manne erlegt werden. Und zwar erhält den Kaufpreis nicht etwa die Frau, sondern ihr bisheriger Besitzer, der Vater.

Daß Bräutigam und Braut sich zu dem Hochzeitstische schmeiden, ist auf der ganzen Welt Sitte, nur ist der Gang natürlich sehr verschieden. Die Jüdinnen tragen in gewissen Ländern schwarze Schleier, die Römerin hingegen verhüllte ihr Gesicht mit einem safranengelben Gewebe. Die Chinesin wird roth und weiß geschminkt und ihr Haar kunstvoll prächtig aufgestellt, die Japanerin schmückt sich mit Blumen, die Hottentottin soll, wie man erzählt, ihre Schönheit durch Einreiben mit Fett erhöhen, und so ist allen Geschmadsrichtungen Rechnung getragen.

Der Bräutigam seinerseits flößt sich möglichst reich aus und sucht ein recht männliches IR anzuweihen. Oft kommt er zu Pferde, begleitet von Freunden, Dienern und Spielleuten. In anderen Ländern, China a. B. ist es die Frau, die den Gästen aufsucht und ihrerseits in buntem Zuge in einer Sänfte angeführt kommt.

Bei allen vorgedachten Völkern wird die Frau gar nicht oder nur zum Schein um ihre Einwilligung gefragt, und die zukünftigen Gatten sehen sich, offiziell wenigstens, zum ersten Mal auf der Schwelle des gemeinschaftlichen Hauses.

In China führt das manchmal zur schleichen Raubführung der eben eingetroffenen Braut. Der Bräutigam, dem sie mißfällt, heißt Sänfte, Diener, Musikanten umdrehen und das weinende Püppchen tragt mit seiner Kasse von schön lachenden Mädchen wieder nach Hause. Der geachtete Kaufpreis wird in solchem Fall dem Manne zurückgestellt. Um die Gesühle des kleinen Chinesenfräuleins sollt sich Niemand — freilich wer sollte auch! Da hätte man viel zu thun.

Die Chinesen und Araber sind übrigens in der fouveränen Verachtung dessen, was die Frau zu dem Ehebande fagt, ganz eins mit dem höchst civilisirten Volk des Alterthums, den Griechen. Sie führten die Braut in das Haus des Ehemannes, gaben ihm alle Gewalt über das junge Weib, ließen sie zur Pforte des Frauenzimmers hinein, um sie nie wieder hinauszulassen, und verlangten nichts anderes von ihr, als Wolle zu spinnen, die Sklavinnen zu beaufsichtigen, die Vorräthe zu bewachen, dem Staate Bürger zu sein und den dem Gatten zu gehoramen. Man hätte einen griechischen Gatten sehr geehrt, wenn man ihn nach der Seele seiner Frau, nach ihrem geistlichen Leben gefragt, und alle schönen, griechischen Hochzeitstheorien ändern nicht daran.

Bei den Römern gehörte wenigstens die Einwilligung der Braut zur gültigen Schließung der Ehe, doch dürfte diese Bestimmung eine sehr große praktische Bedeutung nicht gehabt haben, da die jungen Mädchen in Rom von der Welt weit weniger wußten, als heute unsere jungen Damen in den großen Städten.

Zu einer religiösen Ceremonie wurde die Ehe erst durch das Christenthum. Doch waren bei den Israeliten wenigstens Rabbiner die Trauzeugen, und auch bei den äußerst veredelten Hochzeitgebräuchen der Hindu spielt der Brahmene eine Rolle.

Im Uebrigen beschränken nicht christliche Völker sich auf die bereits geschiederten Umzüge, die den Bräutigam zur Braut oder die Braut zum Bräutigam führen. Die Vorfichtigen und Civilisirten schließen einen Contract vor Gericht, so der Jüder und Araber. Die anderen begnügen sich mit Erfüllung aller Gebräuche.

Da müßen die Verlobten aus einem Bedor trinken oder von demselben Zeller essen. Für viele Orientalinnen ist dies überhaupt das einzige Mal, das sie mit ihrem Gatten gemeinsam speisen. Oder sie wechseln, unter gleichem Baldachin stehend, ihre Ringe, die Braut umwandelt dreimal den Bräutigam, sie begrüßt das Herdfeuer, indem sie es umfremtet; es werden Wassertröpfchen oder Körner über beide Gatten ausgeschüttet u. dgl. mehr.

Der Sinn all dieser Ceremonien zielt wohl darauf, die Gemeinschaft im Leben der Ehegatten, ihre gegenseitige Gebundenheit anzudeuten, die Frau als Hüterin des Hauses darzustellen und dem Paare Kinderfegen in der Ehe zu wünschen.

Die innige Verbindung zwischen Frau und Mann wird in manchen, so gar christlichen Ceremonien auch durch das Zusammenbinden des Braut-

schleiers und des Bräutigamsmantels, durch das gemeinsame Tragen des gleichen Tischtuches angedeutet. Alle diese Gemeinsamkeit beruht jedoch stets auf der Hülfsweiseigenen Voraussetz, daß die Frau der untergeordneten, der geborgenen Theil ist.

In Rußland wird ihr das symbolisch dadurch klar gemacht, daß sie, bereits bei der Verlobung, mit einem Peitschen leicht geklopft wird. Sie mag sich's merken, denn es wird später Ernst.

Daß die Ehe für die Braut kein Scherz, deutet auch der japanische Brauch an, bei der Heirat alles Rindespiegelung der Verlobten in's Feuer zu werfen: da geht es mit den Kindersträumen in Flammen auf.

Selbstverständlich müßte das untergeordnete Geschlecht sich in der Ehe nur als Bräutigams Hüter aufstellen. So erklärt sich die a. B. in Norstie, in Rußland und anderen Theile gültige Sitte, der jungen Frau, sowie sie des Mannes Haus betrat, einen kleinen Jungen auf dem Schoß zu setzen oder ihr des Bräutigams Hut aufzusetzen.

Bei den Ehen trägt die junge Frau auch stets eine Haube, das junge Weibchen geht freies Hauptes. In einem Weibchen heißt es da:

„Schmide, schmide dich, o Bräutchen, Schmide dich zum Stand der Mutter, Haut' auf's Haupt, den Kranz herunter, den Kranz herunter, den Kranz herunter.“

Die Ehegebräuche der Ehen sind recht eigenartige. Bei der Werbung bringt der Bräutigam — Brautwein mit, und das Sprichwort fagt: „Mit Brautwein freies gehen.“

Von einem abgewiesenen Werber fagt man: „Er ist durch sieben Jahre nach geritten“, d. h. in sieben Heimräthen abgewiesen worden.

Daß der junge Mann freies kommt, weiß jeder, doch wird das Anliegen Anfangs nicht direkt ausgesprochen; die Frage lautet, ob man nicht ein verlauntes Thierlein gefehen habe; der junge Mann wußte es, ein Reßlein, ein Küchlein oder dergleichen.

Bei der Trauung findet zwischen den beiden Verlobten ein jeltamer Wechsellied statt, jeder sucht nämlich dem andern auf den Fuß zu treten oder auf das Genack zu treten. Wenn dies gelingt, hat die Herrschaft in der Ehe Beweis, daß die Ehen wenigstens nicht von vornherein das Band der Ehe an der Hand werden lassen.

In anderen Gegenden ziemt es jedoch nur dem Gatten, als Zeichen seiner Oberhoheit der Frau auf den Fuß zu treten, ein buchstäblicher Registrationsakt.

Der Strohmittler.

Von Julius Stettenheim.

Im Sommer steht der Strohmittler in voller Blüthe. Er ist ja nicht ausschließlich eine Erscheinung des Sommers, aber im Sommer trifft man ihn am häufigsten und in den üppigsten Exemplaren. Ich muß zu einem Bedauern konstatiren, daß ich mich nicht erinnere, jemals einen echten Strohmittler gefunden zu haben, daß ich mit einem Wort nur den „ollen“ ehelichen Strohmittler reden kann.

Aber die bewundernswürdige Klugheit der Frauen ist doch nicht zu läufeln. Wenn der Strohmittler in seinen Briefen an sie den wilden Mann spielt und schildert, wie trostlos ihm die Abwesenheit mache, wie er nichts schneidlicher als ihre Heimkehr wüßte und in jedem Momente seine Vereinamung befrage, so lieft sie zwischen den Zeilen mit unterfchlagnen Wahrheit. Der vorfichtige Strohmittler wird es daher klug vermeiden, in dem angegebenen Sinne schriftstellerisch thätig zu sein, und dadurch wenigstens das Eine erreichen, daß die Gattin nicht lächelnd seinen Brief bei Seite legt, indem sie sagt: „Wie wenig genau was sie von seinen Worten zu halten hat.“

Die Strohmittler bilden in den jetzigen Tagen eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung, einen anonymen Verein ohne Statuten. Sie lassen sich mit besonderer Vorliebe an öffentlichen Orten sehen, wo Damen und Nöcher sind, was sie unangenehm erhält und worüber sie an ihre Gattinnen als über die und langweilige Etablissemens beideren. Auch das Ehen und der Wein werden von ihnen beftig getradet. Diese Verunglimpfung großstädtischer Vorzüge gehört zum Programm der ollen ehelichen Strohmittler, die in ihren Frauen nicht die Meinung aufkommen lassen wollen, daß sie sich in deren Abwesenheit die Zeit perfekt zu vertreiben vermögen. Die Frauen wissen das. Wenn sie den Brief gefehen haben, so ist regelmäßig: „Mein Alter amfirt sich so vorzeffentlich.“

Der Strohmittler hat auch seine Feinde. Dies sind die Familien, welche ihn für vereinsamt halten und sich seiner dadurch annehmen zu müßen glauben, daß sie ihn einladen und in dieser Weise seine freie Bewegung empfindlich schädigen. Die Liebe dieser befreundeten Familien verzögert ihm viele Stunden, und er bekommt mit jeder nicht abgesehenen Einladung einen heillosen Schred, von dem sich die Einladenden keine Vorstellung machen können, die im Gegentheil ein gutes Wort zu thun glauben.

Wenn die ollen ehelichen Strohmittler unter sich sind, so behandeln sie sich mit Mißtrauen. Mit vollem Recht. Es ist Thatsache, daß keiner dem anderen irgend etwas mittheilt, was in irgend einer Weise die vielgeprüfene Öffentlichkeit zu schuen hat. Jeder weiß, daß der Andere eine vertrauliche Mittheilung in dem nächsten Brief an

die Gattin literarisch verwenden wird, entweder um den Brief interessant zu machen, oder um ihr zu zeigen, wech einen unerantwortlichen Gebrauch andere Strohmittler von ihrer Freiheit machen, wie sie die Abwesenheit der Gattin mißbrauchen. Diese allerding versteht die Entrüstung ihres öffentlichen bei der Brieflectüre ihre großen Menschenkenntniß in den beiden vielseitigen Sitten: Na, na!

Mit dem Ende des Interregnum's liefert das schauspielerische Talent des ollen Ehelichen noch eine bedeutende Leistung. Wie er in seinem letzten Brief aufnahm und sich freut, daß es nun wieder in seiner Nähe lebendig werden wird, wie er dann in einem benachbarten Blumenladen den Auftrag giebt, die Wohnungsbühe mit Wohlgeruch zu umgeben und das fürchterliche Plakat „Willkommen!“ nicht zu vergetten und wenn es zwan-zig Pfennig koste, daß sie jedenfalls lebenswerth. Wenn dann die Gattin eintrifft, ihn mit scharfem Auge angesehen und einige Verlobungsfragen entbedt hat, vertritt er seine begriffliche Verlegenheit hinter die Worte seiner Rolle: „Wie schön, daß Du wieder da bist!“ (folgt der Rosenkranz.)

Schon zehn Minuten später ist der olle eheliche Strohmittler wieder vollständig verbeirathet, und er bleibt bis fast volle Monate lang, in denen er dankbar der Tage der Ferien gedenkt.

Schauspieler - Anecdoten.

Eine Anzahl amüsanten Schauspieler - Anecdoten erzählt Charles Esquieu in der „Revue hebdomadaire“: Folconner, von der „Comedie Francaise“, wurde eines Tages von mehreren Wählern besucht, die sich anbeisichtig machten, für ihn zu stimmen, wenn er eine Parlamentsmandat aufstellen wollte. „Ich würde sehr gern annehmen“, antwortete er, „aber ich darf leider nicht im Palais Bourbon sitzen.“ — „Weshalb denn nicht?“ — „Mein Contract mit der Comedie Francaise“ verbotet mir, in einem anderen Theater aufzutreten.“ — „Sarcen, der berühmte Kritiker, sollte einmal in einer Matinee im Odeon einen Vortrag halten und ging vor Beginn derselben in einem kleinen Wartezimmer herab auf und ab, wobei er wiederholt vor sich hin sprach: „Ich habe wirklich ein bißchen Kampenfeind.“ — „Und dabei ist dieses Ungehueer von Sarcen nicht im Saale“, erwiderte ihm der Schauspieler Baron, der sich gleichfalls in dem kleinen Zimmer befand, falls in dem kleinen Zimmer befand, — Jean de Reszay, der berühmte Tenorist, wurde eines Tages von einem Pfarrer in der Provinz gebeten, bei der großen Dineresse mitzuwirken; nach dem Gottesdienst wurde er vom Pfarrer zum Frühstück eingeladen. Unter seiner Serviette fand er ein Dineresse aus Eisenblech; er öffnete es und fand im Inneren 500 Francs in Gold. „Herr Pfarrer“, sagte er, „ich esse nur das Weisse vom Ei. Das Gold können Sie den Armen geben.“ — „Als Got, der große Got, noch sehr jung war, spielte er einmal in einem Stücke von Scribe die Rolle eines alten Notars, der im ersten und im dritten Acte auftrat. Während des zweiten Actes (es war an einem drüdend heißen Tage) hatte Got seinen grauen Bart und sein Kahlkopft abgenommen und es sich in der Künftlergebroche recht bequem gemacht. „Herr Got, Herr Got! Sie sind dran!“ Ihr Stichwort ist gefallen!“ Got erwachte aus einem Halbschlummer, rief sich die Augen und schürzte Hals über Kopf, ohne Wort und ohne Perrücke auf Got und betrachtete mit Staunen diesen merkwürdigen Notar, der sich während des zweiten Actes um mindestens zwanzig Jahre verjüngt hatte. ... Was thun? Got geriet nicht in Verwirrung und sagte forsch und dreist: „Ach! ich merke was... Sie haben zu mir kein Vertrauen... Sie finden mich zu jung... Sie müßten mich lieber mit meinem Vater sprechen? Nun, das können Sie haben, obwohl er sehr beschäftigt ist... Warten Sie einen Augenblick. Ich will ihm freien Wunsch mittheilen und ihn sofort beschicken.“ Sprach und verließ erheben Hauptes die Bühne. Hinter den Coulissen fehlte er schleunigst seine Perrücke auf, steckte sich den grauen Bart an und trat wieder auf; seine ganze Haltung verriet Alterschwäche und mit ältlicher Stimme fagte er zu seinen verbut dreinblickenden Collegen: „Mein Sohn sagt mir soeben, daß Sie mich selbst zu sprechen wüßten.“ Was steht zu Diensten?“ Probst und die Damen konnten das Ra den kaum verbeihen, aber sie konnten ihm doch antworten. Got hatte die Situation gerettet. Der berühmte Künstler überhaupit ein sehr geistreicher und schlagfertiger Herr. Einmal prählte ein großmäuliger Südb-franzose im Foyer der „Comedie Francaise“ in Gots Gegenwart: „Ach! die große Kunst! Nur wir im Süden lieben sie! Wir haben alle so viel Talent!“ — „Sehen Sie, ich a. B., ich habe so heisses, so heisses heisses Blut, daß die Quacksilberfüße im Verhormeter schon heigt, wenn ich sie nur ansehe.“ — „Das ist noch gar nichts“, erwiderte Got, „wenn ich nie, dreht sich bei uns zu Hause die Wetterfahne auf dem Kirchturm.“

„Wie ist die Gattin literarisch verwenden wird, entweder um den Brief interessant zu machen, oder um ihr zu zeigen, wech einen unerantwortlichen Gebrauch andere Strohmittler von ihrer Freiheit machen, wie sie die Abwesenheit der Gattin mißbrauchen. Diese allerding versteht die Entrüstung ihres öffentlichen bei der Brieflectüre ihre großen Menschenkenntniß in den beiden vielseitigen Sitten: Na, na!

Mit dem Ende des Interregnum's liefert das schauspielerische Talent des ollen Ehelichen noch eine bedeutende Leistung. Wie er in seinem letzten Brief aufnahm und sich freut, daß es nun wieder in seiner Nähe lebendig werden wird, wie er dann in einem benachbarten Blumenladen den Auftrag giebt, die Wohnungsbühe mit Wohlgeruch zu umgeben und das fürchterliche Plakat „Willkommen!“ nicht zu vergetten und wenn es zwan-zig Pfennig koste, daß sie jedenfalls lebenswerth. Wenn dann die Gattin eintrifft, ihn mit scharfem Auge angesehen und einige Verlobungsfragen entbedt hat, vertritt er seine begriffliche Verlegenheit hinter die Worte seiner Rolle: „Wie schön, daß Du wieder da bist!“ (folgt der Rosenkranz.)

Schon zehn Minuten später ist der olle eheliche Strohmittler wieder vollständig verbeirathet, und er bleibt bis fast volle Monate lang, in denen er dankbar der Tage der Ferien gedenkt.

Schauspieler - Anecdoten.

Eine Anzahl amüsanten Schauspieler - Anecdoten erzählt Charles Esquieu in der „Revue hebdomadaire“: Folconner, von der „Comedie